

Baron Rupprecht faltete das Telegramm. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirne.

„Um! ... ja ... das ist ja prächtig! Der gute Junge!“

„Er trat an's Fenster. Durch die entblätterten Gölische des Parkes drang helles Lachen, mit dem heraufstrebenden Bellen eines geredeten Hundes vermischt.“

„Wie vergnügt sie ist und wie sehr wird sie sich freuen!“

„Er rief: Kanderl!“

„Eine rosige Wolke witzelte über den Rasen und erfüllte die Terrasse.“

„Nun, Ortel, was giebt's denn...? Du bist ernt!“

„Erst! Nein, nur glücklich. Da geh her, Kanderl, und sag mal auf.“

„Ich habe Jacobs ein Telegramm erhalten.“

„Zum Ausdruck! Von wem mag's wohl sein? Tante Betty!“

„rief sie nach und lachende Robolde sprühten aus ihren Augen.“

„Er schüttelte den Kopf.“

„Falsch geraten, Mädchen, der Wolfgang ist... Sein Schiff ist in Genoa eingelaufen.“

„In wenigen Tagen ist er der unstrich!“

„Wah! rief sie, er kommt!“

„Eine Purpurwolke überzog ihr Gesicht, und die Robolde starrten sich in ihren Augen.“

„Er blinnte sie etwas erschaut an.“

„Er hatte erwartet, daß sie ihn kümmlich umarmen und in die Hände klatschen würde, wie sie es sonst that, wenn er ihr eine große Freude offenbarte.“

„Sie schien den leeren Uebermuth abgestreift zu haben und lachte verwirrt an ihrem Munde.“

„Ortel... wird er mich auch gleich mit sich fortziehen?“

„Wer denn?“ fragte der Baron gleich verbüßelt.

„Nun... Wolfgang. Ich meine, es wird sofort geschehen.“

„Aber natürlich... Du einfältiges Ding. So ungeduldig! Diese See-rosche halten es nie lange aus auf festem Land.“

„Und nach fünfjähriger Brautzeit würde es mir über anstehen, Aufschub zu predigen. Gelt...? Wögelchen?“

„Er lachte gezwungen auf und wollte mit der Hand über ihr gesenktes Köpfchen fahren.“

„Aber sie judte nerads zurück und sah ihn feindlich an.“

„Aber so was... ich will ja gar nicht reisen. Ich mag nicht!“

„sagte sie mit dem wilden Trotz eines verzogenen Kindes.“

„So bedenk' dich, Kanderl, eine Hochzeitsreise um die Welt... das ist nicht banal...“

„Ja... werden Sie uns begleiten?“

„fragte sie lauernd und blinnte ihn schmelzend an.“

„Er lächelte.“

„Nein... ich glaube nicht...“

„Solche Reisen macht man gewöhnlich zu Pörien.“

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 30. Januar 1903.

Jahrgang 23. No. 22.

Und er hatte sich nicht verheiratet. Jetzt dachte er gar nicht mehr daran. Mit sechshundertzig Jahren schaffte man sich keine neue Lebensweise... Die folgenden Tage sprach Kanderl nie von Wolf. Sie umgab den Ortel mit mehr Sorgfalt, als läge ihr daran, noch mehr vermählt zu werden.

Manchmal blinnte sie ihn groß an. Warum, so warum hat er sie damals nicht gewarnt. Er, der kluge, umsichtige Mann. Seit fünf Jahren war sie die Braut Wolf Rupprechts. Sie war damals kaum sechzehn... So ein Kind.

Bei ihr hatte bloß die Phantasie den Liebeszauber angefaßt, und im Verlauf der jahrelangen Abwesenheit Wolfs erloschen die Flammen.

Abends, beim Thee, sagte Baron Rupprecht plötzlich: „Es würde mich nicht wundern, wenn Wolf heute Abend käme... es ist morgen Weihnacht.“

Kanderl hatte ihre Tasse ergriffen, erschrak aber so, daß sie vergaß, sie zum Munde zu führen. Sie warf ihm nur einen langen, bittenden Blick zu, und da er den Kopf abwandte, stand sie auf, preßte ihr Taschentuch gegen die Lippen und ging hinaus. Er hörte die schweren Hausthür gehen.

Er stand beunruhigt auf. Sie würde sich erkälten, natürlich. Die Sterne flimmerten kalt am Winterhimmel.

Er ging in den Park hinaus und tief ihren Namen. In der Laube, die dicht über der Dorfstraße lag, hörte er sie leise wimmern.

„Kind... Kind, was ist Dir nur...? So sage mir, was Dir fehlt...“

Sie schloß die Augen und da brach alle zurückgehaltene Angst der letzten Tage über sie. Ihre Empörung, ihre Ohnmacht in der fliehenden Bitte aus: „Lassen Sie mich nicht fort, Ortel Wilhelm... Behalten Sie mich... bitte... behalten Sie mich!“

„Aber Kind, Du liebst ja Wolfgang.“

Ein energisches, schneidendes Nein! unterbrach ihn. Dann war es still. Baron Rupprecht litt für den Heimkehrenden, dessen Zureden getäuscht war. Dann sprach er mit bebender, strenger Stimme: „Du weicht nicht, was Du sagst, Kind. So spielt man nicht mit den Gefühlen eines Mannes. Weicht Du nicht, was ein gegebenes Wort bedeutet? Wenn Du so handelst, wärest Du nicht mehr mein liebes Kind und nicht würdig, eine Rupprecht zu werden.“

„Wilhelm!“

Dieser Schrei durchzitterte die Nacht und hallte lange nach.

Nie hatte sie ihn so genannt. Das Weib war in ihr erwacht. Sie schloß die Augen. In den rechten und in den linken Flügel, in die Keller und in den Thurm, treppauf und treppab — und wie Oasen in der Wüste waren die winzigen und mahigen Kunstwerke und Lebenswürdigkeiten über die weiten Räume verstreut. Hier ein nettes Bildchen — dort eine kostbare Porzellan — dazwischen zahllose Dinge, auf die Heilige selbst mit einem wertvollsten und lächelnden Blick hinwies. Matt und enttäuscht kam nach einer Stunde der Besucher wieder unten beim Hausherrn an und empfahl die Nacht. „Na hat mich gefreut,“ sagte der alte Lächler, „bitte, erzählen Sie's nur weiter, daß es sich nicht lohnt.“

Auch ich fiel zunächst auf solche Art hinein. Als Renniger mich aber verabschieden wollte, blieb ich harig nach und sagte:

„Ich gehe noch nicht, verehrtester Herr Renniger, ich möchte noch etwas sehen.“

„Was denn?“ fragte er verwundert. „Ihre Schatzkammer.“

Er sah mich ganz überrascht an. Dann fragte er: „Woher wissen Sie denn das?“

„Von der Viefel im Gasthaus zur Traube — Ihrer Patkin, glaub' ich.“

„Die Plauderhafte... hat sie doch den Mund nicht halten können? ... Noch keinem hat sie's sonst gesagt... Wie kommen Sie dazu?“

„Offen heraus, verehrter Herr Renniger, ich hab' mich da wenig schmeicheln lassen über die Millionäre geäußert. Sie müssen mir das nicht übel nehmen — aber Sie wissen ja, saure Trauben... Millionen! Man kennt so was doch nur vom Hörensagen. Ich meine, das Geld verhält sich das Herz. In jedem Fall, ohne Ausnahme. Na, und da sagte das blonde Mädel: „Wenn Sie unsern Herrn Renniger's Schatzkammer kennen.“

„Weiter sagte sie nichts — auf Ehrenwort. Keine Silbe war aus ihr herauszubringen. Aber Sie können sich denken — wie neugierig so ein Berliner darüber wird.“

Renniger war merklich ernster geworden. Er schweig und sah mich mürrisch an, als wolle er mich auf Herz und Nieren prüfen.

„Also, mein Herr Berliner,“ begann er dann. „Wir Millionäre sind ins-

gesamt kaltherzige, egoistische Kerle, he? — Hartgeotene Sünder, he? — Will' Miesel in der Brust?... Wissen Sie... es ist nicht meine Art, jedem Guldindwiel, jedem Raufeweis das eigentliche Brunkgemach meines Hauses zu zeigen. Aber... aber Herr, Sie haben mich gereizt — und dabei gefallen Sie mir — also — Sie sollen's sehen.“

Wenige Minuten darauf holte er mich ab.

„Bitte, folgen Sie mir nur.“

„Sie wollen sich selbst bemühen?“

„Das ist nichts für Heilige...“

„Es lag plötzlich etwas wie Feiertlichkeit über dem Wesen des alten Herrn. Er sprach kein Wort. Er ging langsam voran und ich ihm nach. Wir schritten die breite Treppe hinan, bis zum ersten Stockwerk, dort öffnete er eine kleine unscheinbare Seitenthür, und wir betraten einen halbdunklen, langen Korridor. Am Ende des Ganges blieb er stehen.“

„Wir sind schon angelangt,“ sagte er... „und nun kommen Sie... aber, Herr, um eine Bitte ich Sie: lächeln Sie nicht, wenn wir drin sind. Es würde mir sehr thun... Sie können sich dann später über mich lustig machen — wenn ich nichts davon merke.“

Damit schloß er die Thür auf, und wir traten ein.

Es war ein mächtig großes Gemach. Ein Helm der Armuth... Die Fenster ohne Gardinen, die Thür ohne Vorhänge, der Fußboden ohne Teppich. Ein altmodisches, wackliges Sopha mit verfilztem, altergrauen Bezug in der Mitte der Stube war das eleganteste Möbel. Vor dem Sopha stand ein alter, ebenso wackliger Tisch. Zwei Stühle, wie sie Heilige in seinem Zimmer wohl kaum benutzte, zu beiden Seiten. Zwischen den Fenstern hing ein winzig kleines, rundes Spiegelglas mit zerbrochenem Glas. Ein Ding, das man gewöhnlich als Handspiegel benutzte. Ein alter Schrank aus tothem Kienholz an der einen Wand, daneben eine Nähmaschine ältester Konstruktion. An der anderen Seite ein schmales Bett, armlos und morsch, und ihm zur Seite ein kleines Waschgestell. In der Ecke aber ein eiserner Ofen. Unberührt, ohne Rohr — wie zur Zierde aufgestellt. Auch eine Sebenswürdigkeit.

Renniger blieb stehen und musterte mich. Seine Blicke haften auf mir, als wollten sie mich durchbohren. Er beobachtete, welchen Eindruck das alles auf mich machte. Endlich begann er:

„Sehen Sie, Herr, das ist mein Brunkgemach, meine Schatzkammer... Können Sie sich erklären, was Sie sehen?“

„Ich glaube wohl,“ antwortete ich tief bewegt.

Er sprach mit leiser, umforder Stimme weiter:

„So hab' ich angefangen... das ist meine erste Einrichtung. So bin ich in die Ehe getreten mit meiner Frau. Sie hatte nichts und ich noch weniger. Rämlich Schulden... An jener Nähmaschine hat das Geld für unser erstes Mittagessen verdient... auf jenem Ofen hat sie es gekocht... in ihrem Bett haben wir geschlafen... das Sopha war unser Stolz, unser Luxusstück, trotzdem es erst grünlich geäußert werden mußte, nachdem wir's gekauft hatten... beim alten Samuel Freudenstein in der Wüggasse zu Aßin... Und dort das Spiegelchen... die Freude hätten Sie sehen sollen, als ich's ihr nach Hause brachte... Nun konnte sie doch Toilette machen, die Frau... da oben — hängt sie.“

Seine dürrer Hand zeigte auf ein großes Bild, das sich über dem Bett befand... Von Meisterhand gemalt. Wie lebend schaute sie mit ihren lieblichen Augen aus dem schwarzen Rahmen heraus, die kleine, hübsche Frau... So bläß, so jart... Und als das Bild kam — da — ging sie... Da ließ sie mich allein... Allein mußte ich's tragen, das Bild, allein... Gewiß, manche wolle es mit mir theilen, manche hat sich redlich Mühe gegeben — aber... 's ging nicht... Nur mit ihr hält' ich's theilen nicht... Nur mit ihr... Aber das kommt ich ja durch alles Geld nicht erreichen — und so wart' ich halt eben, bis ich oben bin — bei ihr... Sehen Sie, Herr, das ist meine Schatzkammer... Hier find' ich meine Erholung, meine Zerstreuung. Wenn mir der Wein nicht schmeckt, nehm' ich mir mein Gläschen mit hier hinein... Dann duftet mir seine Blume wieder... Dann schlüpf' ich ihm mit Behagen... Und dann leg' ich mich auf's Sopha und schau' hinüber zu meiner Frau... Und 'ne wunderbare Ruhe kommt über mich... Und wenn ich auf meine alten Tage noch einen heißen, innigen Wunsch an meinen Gott habe, dann ist's der, daß er mich sterben lassen möge — hier, in meinem Heiligthum...“

„Bitte, folgen Sie mir nur.“

„Sie wollen sich selbst bemühen?“

„Das ist nichts für Heilige...“

„Es lag plötzlich etwas wie Feiertlichkeit über dem Wesen des alten Herrn. Er sprach kein Wort. Er ging langsam voran und ich ihm nach. Wir schritten die breite Treppe hinan, bis zum ersten Stockwerk, dort öffnete er eine kleine unscheinbare Seitenthür, und wir betraten einen halbdunklen, langen Korridor. Am Ende des Ganges blieb er stehen.“

„Wir sind schon angelangt,“ sagte er... „und nun kommen Sie... aber, Herr, um eine Bitte ich Sie: lächeln Sie nicht, wenn wir drin sind. Es würde mir sehr thun... Sie können sich dann später über mich lustig machen — wenn ich nichts davon merke.“

Damit schloß er die Thür auf, und wir traten ein.

Es war ein mächtig großes Gemach. Ein Helm der Armuth... Die Fenster ohne Gardinen, die Thür ohne Vorhänge, der Fußboden ohne Teppich. Ein altmodisches, wackliges Sopha mit verfilztem, altergrauen Bezug in der Mitte der Stube war das eleganteste Möbel. Vor dem Sopha stand ein alter, ebenso wackliger Tisch. Zwei Stühle, wie sie Heilige in seinem Zimmer wohl kaum benutzte, zu beiden Seiten. Zwischen den Fenstern hing ein winzig kleines, rundes Spiegelglas mit zerbrochenem Glas. Ein Ding, das man gewöhnlich als Handspiegel benutzte. Ein alter Schrank aus tothem Kienholz an der einen Wand, daneben eine Nähmaschine ältester Konstruktion. An der anderen Seite ein schmales Bett, armlos und morsch, und ihm zur Seite ein kleines Waschgestell. In der Ecke aber ein eiserner Ofen. Unberührt, ohne Rohr — wie zur Zierde aufgestellt. Auch eine Sebenswürdigkeit.

Renniger blieb stehen und musterte mich. Seine Blicke haften auf mir, als wollten sie mich durchbohren. Er beobachtete, welchen Eindruck das alles auf mich machte. Endlich begann er:

„Sehen Sie, Herr, das ist mein Brunkgemach, meine Schatzkammer... Können Sie sich erklären, was Sie sehen?“

„Ich glaube wohl,“ antwortete ich tief bewegt.

Er sprach mit leiser, umforder Stimme weiter:

„So hab' ich angefangen... das ist meine erste Einrichtung. So bin ich in die Ehe getreten mit meiner Frau. Sie hatte nichts und ich noch weniger. Rämlich Schulden... An jener Nähmaschine hat das Geld für unser erstes Mittagessen verdient... auf jenem Ofen hat sie es gekocht... in ihrem Bett haben wir geschlafen... das Sopha war unser Stolz, unser Luxusstück, trotzdem es erst grünlich geäußert werden mußte, nachdem wir's gekauft hatten... beim alten Samuel Freudenstein in der Wüggasse zu Aßin... Und dort das Spiegelchen... die Freude hätten Sie sehen sollen, als ich's ihr nach Hause brachte... Nun konnte sie doch Toilette machen, die Frau... da oben — hängt sie.“

Seine dürrer Hand zeigte auf ein großes Bild, das sich über dem Bett befand... Von Meisterhand gemalt. Wie lebend schaute sie mit ihren lieblichen Augen aus dem schwarzen Rahmen heraus, die kleine, hübsche Frau... So bläß, so jart... Und als das Bild kam — da — ging sie... Da ließ sie mich allein... Allein mußte ich's tragen, das Bild, allein... Gewiß, manche wolle es mit mir theilen, manche hat sich redlich Mühe gegeben — aber... 's ging nicht... Nur mit ihr hält' ich's theilen nicht... Nur mit ihr... Aber das kommt ich ja durch alles Geld nicht erreichen — und so wart' ich halt eben, bis ich oben bin — bei ihr... Sehen Sie, Herr, das ist meine Schatzkammer... Hier find' ich meine Erholung, meine Zerstreuung. Wenn mir der Wein nicht schmeckt, nehm' ich mir mein Gläschen mit hier hinein... Dann duftet mir seine Blume wieder... Dann schlüpf' ich ihm mit Behagen... Und dann leg' ich mich auf's Sopha und schau' hinüber zu meiner Frau... Und 'ne wunderbare Ruhe kommt über mich... Und wenn ich auf meine alten Tage noch einen heißen, innigen Wunsch an meinen Gott habe, dann ist's der, daß er mich sterben lassen möge — hier, in meinem Heiligthum...“

„Bitte, folgen Sie mir nur.“

„Sie wollen sich selbst bemühen?“

„Das ist nichts für Heilige...“

„Es lag plötzlich etwas wie Feiertlichkeit über dem Wesen des alten Herrn. Er sprach kein Wort. Er ging langsam voran und ich ihm nach. Wir schritten die breite Treppe hinan, bis zum ersten Stockwerk, dort öffnete er eine kleine unscheinbare Seitenthür, und wir betraten einen halbdunklen, langen Korridor. Am Ende des Ganges blieb er stehen.“

„Wir sind schon angelangt,“ sagte er... „und nun kommen Sie... aber, Herr, um eine Bitte ich Sie: lächeln Sie nicht, wenn wir drin sind. Es würde mir sehr thun... Sie können sich dann später über mich lustig machen — wenn ich nichts davon merke.“

Damit schloß er die Thür auf, und wir traten ein.

Es war ein mächtig großes Gemach. Ein Helm der Armuth... Die Fenster ohne Gardinen, die Thür ohne Vorhänge, der Fußboden ohne Teppich. Ein altmodisches, wackliges Sopha mit verfilztem, altergrauen Bezug in der Mitte der Stube war das eleganteste Möbel. Vor dem Sopha stand ein alter, ebenso wackliger Tisch. Zwei Stühle, wie sie Heilige in seinem Zimmer wohl kaum benutzte, zu beiden Seiten. Zwischen den Fenstern hing ein winzig kleines, rundes Spiegelglas mit zerbrochenem Glas. Ein Ding, das man gewöhnlich als Handspiegel benutzte. Ein alter Schrank aus tothem Kienholz an der einen Wand, daneben eine Nähmaschine ältester Konstruktion. An der anderen Seite ein schmales Bett, armlos und morsch, und ihm zur Seite ein kleines Waschgestell. In der Ecke aber ein eiserner Ofen. Unberührt, ohne Rohr — wie zur Zierde aufgestellt. Auch eine Sebenswürdigkeit.

Renniger blieb stehen und musterte mich. Seine Blicke haften auf mir, als wollten sie mich durchbohren. Er beobachtete, welchen Eindruck das alles auf mich machte. Endlich begann er:

„Sehen Sie, Herr, das ist mein Brunkgemach, meine Schatzkammer... Können Sie sich erklären, was Sie sehen?“

„Ich glaube wohl,“ antwortete ich tief bewegt.

Er sprach mit leiser, umforder Stimme weiter:

„So hab' ich angefangen... das ist meine erste Einrichtung. So bin ich in die Ehe getreten mit meiner Frau. Sie hatte nichts und ich noch weniger. Rämlich Schulden... An jener Nähmaschine hat das Geld für unser erstes Mittagessen verdient... auf jenem Ofen hat sie es gekocht... in ihrem Bett haben wir geschlafen... das Sopha war unser Stolz, unser Luxusstück, trotzdem es erst grünlich geäußert werden mußte, nachdem wir's gekauft hatten... beim alten Samuel Freudenstein in der Wüggasse zu Aßin... Und dort das Spiegelchen... die Freude hätten Sie sehen sollen, als ich's ihr nach Hause brachte... Nun konnte sie doch Toilette machen, die Frau... da oben — hängt sie.“

Seine dürrer Hand zeigte auf ein großes Bild, das sich über dem Bett befand... Von Meisterhand gemalt. Wie lebend schaute sie mit ihren lieblichen Augen aus dem schwarzen Rahmen heraus, die kleine, hübsche Frau... So bläß, so jart... Und als das Bild kam — da — ging sie... Da ließ sie mich allein... Allein mußte ich's tragen, das Bild, allein... Gewiß, manche wolle es mit mir theilen, manche hat sich redlich Mühe gegeben — aber... 's ging nicht... Nur mit ihr hält' ich's theilen nicht... Nur mit ihr... Aber das kommt ich ja durch alles Geld nicht erreichen — und so wart' ich halt eben, bis ich oben bin — bei ihr... Sehen Sie, Herr, das ist meine Schatzkammer... Hier find' ich meine Erholung, meine Zerstreuung. Wenn mir der Wein nicht schmeckt, nehm' ich mir mein Gläschen mit hier hinein... Dann duftet mir seine Blume wieder... Dann schlüpf' ich ihm mit Behagen... Und dann leg' ich mich auf's Sopha und schau' hinüber zu meiner Frau... Und 'ne wunderbare Ruhe kommt über mich... Und wenn ich auf meine alten Tage noch einen heißen, innigen Wunsch an meinen Gott habe, dann ist's der, daß er mich sterben lassen möge — hier, in meinem Heiligthum...“

„Bitte, folgen Sie mir nur.“

„Sie wollen sich selbst bemühen?“

„Das ist nichts für Heilige...“

„Es lag plötzlich etwas wie Feiertlichkeit über dem Wesen des alten Herrn. Er sprach kein Wort. Er ging langsam voran und ich ihm nach. Wir schritten die breite Treppe hinan, bis zum ersten Stockwerk, dort öffnete er eine kleine unscheinbare Seitenthür, und wir betraten einen halbdunklen, langen Korridor. Am Ende des Ganges blieb er stehen.“

„Wir sind schon angelangt,“ sagte er... „und nun kommen Sie... aber, Herr, um eine Bitte ich Sie: lächeln Sie nicht, wenn wir drin sind. Es würde mir sehr thun... Sie können sich dann später über mich lustig machen — wenn ich nichts davon merke.“

Damit schloß er die Thür auf, und wir traten ein.

Es war ein mächtig großes Gemach. Ein Helm der Armuth... Die Fenster ohne Gardinen, die Thür ohne Vorhänge, der Fußboden ohne Teppich. Ein altmodisches, wackliges Sopha mit verfilztem, altergrauen Bezug in der Mitte der Stube war das eleganteste Möbel. Vor dem Sopha stand ein alter, ebenso wackliger Tisch. Zwei Stühle, wie sie Heilige in seinem Zimmer wohl kaum benutzte, zu beiden Seiten. Zwischen den Fenstern hing ein winzig kleines, rundes Spiegelglas mit zerbrochenem Glas. Ein Ding, das man gewöhnlich als Handspiegel benutzte. Ein alter Schrank aus tothem Kienholz an der einen Wand, daneben eine Nähmaschine ältester Konstruktion. An der anderen Seite ein schmales Bett, armlos und morsch, und ihm zur Seite ein kleines Waschgestell. In der Ecke aber ein eiserner Ofen. Unberührt, ohne Rohr — wie zur Zierde aufgestellt. Auch eine Sebenswürdigkeit.

Renniger blieb stehen und musterte mich. Seine Blicke haften auf mir, als wollten sie mich durchbohren. Er beobachtete, welchen Eindruck das alles auf mich machte. Endlich begann er:

„Sehen Sie, Herr, das ist mein Brunkgemach, meine Schatzkammer... Können Sie sich erklären, was Sie sehen?“

„Ich glaube wohl,“ antwortete ich tief bewegt.

Er sprach mit leiser, umforder Stimme weiter:

„So hab' ich angefangen... das ist meine erste Einrichtung. So bin ich in die Ehe getreten mit meiner Frau. Sie hatte nichts und ich noch weniger. Rämlich Schulden... An jener Nähmaschine hat das Geld für unser erstes Mittagessen verdient... auf jenem Ofen hat sie es gekocht... in ihrem Bett haben wir geschlafen... das Sopha war unser Stolz, unser Luxusstück, trotzdem es erst grünlich geäußert werden mußte, nachdem wir's gekauft hatten... beim alten Samuel Freudenstein in der Wüggasse zu Aßin... Und dort das Spiegelchen... die Freude hätten Sie sehen sollen, als ich's ihr nach Hause brachte... Nun konnte sie doch Toilette machen, die Frau... da oben — hängt sie.“

Seine dürrer Hand zeigte auf ein großes Bild, das sich über dem Bett befand... Von Meisterhand gemalt. Wie lebend schaute sie mit ihren lieblichen Augen aus dem schwarzen Rahmen heraus, die kleine, hübsche Frau... So bläß, so jart... Und als das Bild kam — da — ging sie... Da ließ sie mich allein... Allein mußte ich's tragen, das Bild, allein... Gewiß, manche wolle es mit mir theilen, manche hat sich redlich Mühe gegeben — aber... 's ging nicht... Nur mit ihr hält' ich's theilen nicht... Nur mit ihr... Aber das kommt ich ja durch alles Geld nicht erreichen — und so wart' ich halt eben, bis ich oben bin — bei ihr... Sehen Sie, Herr, das ist meine Schatzkammer... Hier find' ich meine Erholung, meine Zerstreuung. Wenn mir der Wein nicht schmeckt, nehm' ich mir mein Gläschen mit hier hinein... Dann duftet mir seine Blume wieder... Dann schlüpf' ich ihm mit Behagen... Und dann leg' ich mich auf's Sopha und schau' hinüber zu meiner Frau... Und 'ne wunderbare Ruhe kommt über mich... Und wenn ich auf meine alten Tage noch einen heißen, innigen Wunsch an meinen Gott habe, dann ist's der, daß er mich sterben lassen möge — hier, in meinem Heiligthum...“

„Bitte, folgen Sie mir nur.“

„Sie wollen sich selbst bemühen?“

„Das ist nichts für Heilige...“

„Es lag plötzlich etwas wie Feiertlichkeit über dem Wesen des alten Herrn. Er sprach kein Wort. Er ging langsam voran und ich ihm nach. Wir schritten die breite Treppe hinan, bis zum ersten Stockwerk, dort öffnete er eine kleine unscheinbare Seitenthür, und wir betraten einen halbdunklen, langen Korridor. Am Ende des Ganges blieb er stehen.“

„Wir sind schon angelangt,“ sagte er... „und nun kommen Sie... aber, Herr, um eine Bitte ich Sie: lächeln Sie nicht, wenn wir drin sind. Es würde mir sehr thun... Sie können sich dann später über mich lustig machen — wenn ich nichts davon merke.“

Damit schloß er die Thür auf, und wir traten ein.

Benim-Suar, in Polynesien, ja selbst in den deutschen Vierlanden steht die Werbung um den Gatten dem Mädchen zu. Bei einigen Völkern Afrikas besitzen die Prinzessinnen das Vortrecht der Gattenwahl.

Bei nicht wenigen Völkern gilt die Frau als der Ernährer der Familie, so in fast ganz Afrika. Aber auch in Amerika zeigt sich die Vorstellung, daß die Frau verpflichtet sei, Mann und Kinder zu ernähren bei den Karaiten, den Meuten, den Negern von Haiti und den Bahueichen. Auch die Frauen der chinesischen Miau-Tzu bestellen die Felder in den Bergen, und bei den Schemmar-Berminen versorgen die Frauen den Mann mit Nahrung und Feuerung.

Auch die Beschäftigungen der Geschlechter lehnen sich vielfach um. Weiß besorgt die Frau den Haus- und Feldbau, sie erscheint aber auch als Audever, Taucher, Fischer und Gerber. Bei vielen wilden Stämmen ist dagegen das Meisten und Kochen, das Nähen und Waschen die Angelegenheit der Männer. Der Afessinier ist Schneider und Wäschfrau, der Hindu der beste geduldige Kinderwärter. Die Tapferkeit der Dahome-Kriegerinnen war dagegen unübertrefflich.

Die Polygamie wird von den Frauen der betreffenden Völker nicht als Herabsetzung empfunden. Jede Frau hat ihre streng abgegrenzten Rechte, die erste Frau herrscht über die Nebenfrauen, die ihr unterthan sein müssen. B. Jaquet.

Aus dem Leben eines altägyptischen Offiziers.

Heinrich Brugsch-Pascha hat einen 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung geschriebenen Brief eines ägyptischen Gelehrten veröffentlicht, worin über das Offiziersleben Folgendes gesagt wird: „Der Schriftgelehrte Amen-empfi sagt zu dem Schriftgelehrten Pen-baha: Dieser Brief wird an Dich gelangen. Wohlant! Nicht Deine Aufmerksamkeit auf die literarische Arbeit! Angenehm ist es, ein Schriftgelehrter zu sein. Was soll deshalb Deine Rede bedeuten, es sei angenehmer, ein Soldat als ein Schriftgelehrter zu sein!“

Ich will Dir den Zustand eines Offiziers schildern, eines vielgeplagten. Als Knabe wird er herbeigeholt, um in die Soldatenschule gesperrt zu werden. Einen betäubenden Schlag versetzt man seinem Leibe, einen fürchterlichen Hieb seinen Schläfen, sein Haupt klappt auf von einer blutenden Wunde, man legt ihn nieder und preßt ihn wie ein Bücherblatt. Er fühlt sich zermalmt von den Schlägen. — Nimm! Laß Dir seinen Marich nach dem Lände Hühnchen schädeln! Sein Weg führt über die Höbenzüge hinweg. Sein Brod und sein Wasser ruht auf seinen Schultern gleich einer Giesklast. Sie machen seinen Nacken heiß wie den eines Esels. Die Wirbel seines Rückgrats trümmen sich. Er löst mit stinkendem Wasser seinen Durst. Kommt er an den Feind, so ist er ein gefangener Vogel, dem die Kraft an allen Gliedern fehlt. Kehrt er heim, nach Neappten, so gleicht er einem wurmfressigen Holze. Ihn, den Kranken, legt man auf eine Tragbahre, er wird auf dem Esel transportiert, während seine Kleider heimlich gestohlen werden und sein Diener die Flucht ergreift.“

Hebel belohnt.

Eines Abends nahm der berühmte Berliner Bildhauer Drake lächelnd an dem Stammtisch neben seinen Freunden und Künstlerkollegen Platz und sagte: „Nun endlich weiß ich, was ich bin; rathet einmal!“

Er erzählte darauf, wie er Mittags an dem von ihm geschaffenen Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten eine Gesellschaft, bestehend aus einem älteren Ehepaar, zwei hübschen Töchtern und einem Sohne, ange getroffen und mit angehört habe, wie der Sohn den anderen das Relief am Denkmal erklärt habe. Ein etwas harter Fehler in der Erklärung habe ihn, den neugierig Zuhörenden, bestimmt, einzutreten und auf das Fräulein in der Auffassung aufmerksam zu machen. Er sei dann in der Erklärung fortgefahren, habe das ganze Denkmal ebenso wie seine Entstehungsgeschichte genau geschildert und habe am Ende von allen einen herzlichen Dank bekommen.

Gleichzeitig habe aber der Vater zu ihm gesagt: „Nun, Sie kennen das Denkmal ja sehr genau. Sie haben es wohl schon sehr oft gesehen?“ Auf seine Antwort, daß er es sehr oft habe sehen müssen, da er es selbst angefertigt habe, hätten ihn alle ziemlich ungläubig angesehen, und — so schloß der Bildhauer seine Erzählung — „da wandte sich der Vater zur Mutter, und ich habe ganz deutlich gehört, wie er zu ihr sagte: „So ein Schwindler!“ — Das war der Lohn für meine Gutshezigkeit!“

Überhaupt.

Klassenlehrer der Prima: „Ich habe in letzter Zeit verschiedene von Ihnen in der P. schen Wirtschaft gesehen. Sie wissen ganz gut, daß der Wirtschaftsbuch Chymnastien durchaus verboten ist. Auf alle Fälle aber bitte ich mich aus, daß Sie dann wenigstens zu meinem Schwiegervater, dem Bärentwirth, gehen.“

Überhaupt.

„Ich habe in letzter Zeit verschiedene von Ihnen in der P. schen Wirtschaft gesehen. Sie wissen ganz gut, daß der Wirtschaftsbuch Chymnastien durchaus verboten ist. Auf alle Fälle aber bitte ich mich aus, daß Sie dann wenigstens zu meinem Schwiegervater, dem Bärentwirth, gehen.“

Überhaupt.

„Ich habe in letzter Zeit verschiedene von Ihnen in der P. schen Wirtschaft gesehen. Sie wissen ganz gut, daß der Wirtschaftsbuch Chymnastien durchaus verboten ist. Auf alle Fälle aber bitte ich mich aus, daß Sie dann wenigstens zu meinem Schwiegervater, dem Bärentwirth, gehen.“

Überhaupt.

„Ich habe in letzter Zeit verschiedene von Ihnen in der P. schen Wirtschaft gesehen. Sie wissen ganz gut, daß der Wirtschaftsbuch Chymnastien durchaus verboten ist. Auf alle Fälle aber bitte ich mich aus, daß Sie dann wenigstens zu meinem Schwiegervater, dem Bärentwirth, gehen.“

Überhaupt.